Abonnement für Stettin monatlich 50 Pfennige, mit Trägerlohn 70 Pfennige, auf der Post vierteljährlich 2 Mark, mit Landbriefträgergeld 2 Mark 50 Pfennige.

Inserate: Die 4gespaltene Petitzeile 15 Pfennige. Stettin, Kirchplatz Nr. 3. Redaktion, Druck und Verlag von R. Graßmann. Sprechstunden von 12—1 Uhr.

Stettiner Zeitung.

Abend-Ausgabe. Donnerstag, den 3 Januar 1884. **Nr. 4**

Deutschland.

Berlin, 2. Januar. Die innere und parlamentarische Lage im Reich und in Preußen wird von der „Nat.-Lib. Corr." also geschildert:

Man darf gespannt sein, welche Haltung das Zentrum nach der Ferienpause einnehmen wird. Der Vorstoß, welcher durch den Verfassungs-Antrag gemacht werden sollte, wurde, als die überraschende Nachricht von dem beabsichtigten Besuche unseres Kronprinzen beim Papste eintraf, einstweilen aufgeschoben, und noch in diesem Augenblick dürfte Herr Windthorst angesichts der durch jenen Besuch in Verbindung mit der Rückberufung des Limburger Bischofs geschaffenen Lage um so weniger seinen Operationsplan fertig haben, als man, wie es scheint, im Vatikan selber sich über die Lage noch nicht ganz klar ist. Die ultramontane Presse, welche allmälig zu fühlen beginnt, daß ihr optimistischer Jubel über die neueste Wendung etwas voreilig war, wird bereits ungeduldig und fordert vom Zentrum, daß es auf Klärung der Verhältnisse dringe. Soweit die Dinge sich bis jetzt übersehen lassen, scheint es keineswegs ausgeschlossen, daß die klerikale Partei demnächst der Regierung in so schroffer Haltung gegenübersteht wie nur je, zumal irgend eine Aktion nöthig sein dürfte, um die etwas unsicher gewordenen Kämpferreihen im Parlamente wie im Lande wieder geschlossener um die Fahne Windthorst's zu schaaren. Es läßt sich auch gar nicht verkennen, daß die Natur der gesetzgeberischen Aufgaben, welche die Folgezeit stellen wird, dem Zentrum mehr und mehr eine gegnerische Stellung zur Regierung anweist; wir meinen den weiten Kreis jener Aufgaben, in denen es sich um Geltendmachung und Erweiterung des staatlichen Einflusses auf wirthschaftlichem, geistigem und sozialem Gebiete handelt. Dazu gehört zunächst die Durchführung des Staatsbahnprinzips, welches von Windthorst in sehr betonter Weise in diesem Zusammenhange eifrig angegriffen wird. Dazu gehört ferner die Schulgesetzgebung in allen ihren Theilen, und es wird dem Zentrum noch in der gegenwärtigen Session des Landtages, auch wenn es nicht mehr zur Vorlegung des Schuldotationsgesetzes kommen sollte, nicht an ausgiebiger Gelegenheit fehlen, den „Kampf um die Schule" gegen den Staat energisch wieder aufzunehmen. Dazu gehören endlich alle Bestrebungen auf dem sozialen Gebiete, wie sie den Mittelpunkt der gesetzgeberischen Arbeit im Reiche bilden sollen. Es wird ein merkwürdiges Stück Schauspiel sein, zu beobachten, wie gerade diejenige Partei, welche man als Verbündete gegen das liberale „Manchesterthum" nicht entbehren zu können und durch stückweise Preisgabe einer für den Staat hochwichtigen kirchenpolitischen Gesetzgebung gewinnen zu müssen meinte, sich mit der Zeit selbst als der zäheste und unbeugsamste Gegner derjenigen Bestrebungen enthüllen wird, in denen man auf ihre Unterstützung gerechnet hat. Wer zweifeln möchte, daß es so kommen wird, der vergegenwärtige sich nur die maßlosen Ausfälle, in welchen Windthorst beim geringsten Anlasse jede Erweiterung des Staatseinflusses als höchst gefährlichen „Sozialismus" zu denunziren sucht; der verfolge nur die Auseinandersetzungen, welche in den katholischen Blättern über diese Fragen fort und fort stattfinden und sehr lehrreiche Lichter auf die Richtung der Zentrumspartei werfen. Die Differenzen, welche sich im Sommer an die Beschlüsse der Haider Konferenz knüpften, sind keineswegs ausgeglichen, vielmehr ist das Mißtrauen gegen die im Zentrum vorherrschende Politik Windthorst's bei denjenigen Katholiken, welchen es um eine Lösung der sozialen Fragen ohne kirchenpolitische, staatsfeindliche Hintergedanken zu thun ist, im Wachsen, und die Deklamationen des Zentrums-Führers bei dem Eisenbahn-Etat haben bei Blättern wie dem Wiener „Vaterland" und der „Augsburger Postzeitung" eine keineswegs freundliche Aufnahme gefunden. Der Kampf gegen den Staat im Interesse der kirchlichen Macht wird mit schlauer Berechnung bereits von dem eigentlich kirchlichen Gebiete auf ganz andere hinübergespielt, auf denen er, wenn der kirchenpolitische Streit in einer die klerikalen Einflüsse stärkenden Weise beigelegt werden sollte, mit noch ganz anderer Heftigkeit entbrennen wird. Handelt es sich doch hier um die eigentlichen Gebiete der Macht im modernen Kulturleben: die wirthschaftlichen Interessen, die sozialen Fragen und die Erziehung. Windthorst selbst hat ja schon drohend darauf hingewiesen, daß der Kampf um die Schule heftiger und dauernder sein werde, als der Kampf gegen die Kirchengesetzgebung. Wenn jetzt so demonstrativ gegen den Sozialismus aufgetreten wird, wenn man das „Sozialkönigthum" der Sozialdemokratie als etwas gleich Gefährliches gegenüberstellt, so liegt darin offenbar Methode, und die Vertreter des Gedankens einer staatlichen Sozialreform mögen sich nicht entgehen lassen, wie hier die ersten Linien für eine entschiedene Frontstellung nach einer neuen Richtung gezogen werden. Das Stichwort vom „Sozialkönigthum", welches im Hinblick auf die kaiserliche Botschaft nicht mißverstanden werden kann, wird fortan wohl eine Rolle spielen. Je mehr dem Zentrum das kirchenpolitische Operationsfeld geschmälert wird, um so entschiedener wird seine Gegnerschaft gegen die Staatsansprüche auf jenen andern Gebieten hervortreten, und wenn man jemals glauben konnte, durch staatliches Entgegenkommen in kirchenpolitischen Fragen im Zentrum einen Bundesgenossen zu finden, so zeigt es sich immer deutlicher, daß allein die entgegengesetzte Wirkung durch eine solche Taktik erzielt werden kann.

— Die „Post" kritisirt heute das Jagdgesetz und findet, daß die drei vom Herrenhause daran vorgenommenen Aenderungen nicht zu billigen seien. Sie motivirt dieses Urtheil also:

Das gänzliche Verbot der Jagd am Sonntage geht virtuell völlig über den Rahmen einer Jagdordnung hinaus, indem es rigorose Grundsätze für die Heiligung des Sonntags, wie sie im Uebrigen weder Recht noch Sitte kennen, zur Geltung bringen will, beraubt eine große Zahl zum Theil guter Jager aus den besten Ständen gänzlich der Möglichkeit, sich an der Jagd geistig und körperlich zu erfrischen und zu stärken, und ist vom Standpunkte des Schutzes gegen Wilddieberei geradezu polizeilich bedenklich. Treibjagden und Ausübung der Jagd während des Gottesdienstes sind schon jetzt verboten; das genügt auch für die Folge. Die Beschränkung der Ertheilung von Jagd-Erlaubnißscheinen auf einen für je 200 Hektare Jagdgrund enthält eine unbillige Härte gegenüber den Besitzern kleinerer selbstständiger Jagdbezirke. Sie gestattet zum Beispiel nicht, daß der Besitzer eines unter 200 Hektare zählenden Gutes, welcher mehrere Söhne hat, denselben die Ausübung der Jagd anders als in seiner eigenen oder der Begleitung eines Angestellten erlaubt. Das Verbot der Anstandsjagd außerhalb der Tageszeit in einer Entfernung von weniger als 300 Metern von der Grenze des Jagdbezirks würde die Jagd in kleineren Jagdbezirken in waldreichen Gegenden nahezu werthlos machen, während polizeiliche Gesichtspunkte demselben nicht zur Seite stehen und für den Schutz des Wildstandes durch die Sonder-Bestimmungen für Enklaven und Quasi-Enklaven in großen Waldrevieren ausreichend gesorgt ist. In allen drei Punkten wird das Abgeordnetenhaus Abhülfe schaffen müssen. Aber auch die Bestimmungen der Regierungsvorlage gehen u. E. in einigen Punkten über das durch berechtigte polizeiliche Rücksichten gebotene Maß hinaus. Die Erhöhung der Minimalgröße selbstständiger Jagdbezirke von 75 auf 100 Hektaren nimmt einer großen Anzahl von Besitzungen, der Mehrzahl bäuerlicher Art, das Recht zu selbstständiger Ausübung der Jagd, ohne daß zwingende Gründe sicherheitspolizeilicher Natur dafür sprächen, wie z. B. für die Aufhebung des Jagdrechts selbstständiger Gutsbezirke von geringerer Größe als 75 Hektaren oder unzusammenhängender Konfiguration. Der Trost, welchen der Herrenhausbericht den so empfindlich in ihrem bisherigen Recht berührten Grundbesitzern giebt, indem er ihnen räth, die fehlenden 25 Hektare zuzukaufen, klingt beinahe wie Spott: die offenbare und durch überwiegende Gründe des Gemeinwohles nicht gebotene Unbilligkeit gegen die Besitzer bisher jagdberechtigter Grundstücke wird vielmehr durch Rückkehr zu der Minimalgrenze von 75 Hektar zu beseitigen sein. Die Behandlung dieser Frage seitens des Ministers der Landwirthschaft im Herrenhause berechtigt auch zu der Erwartung, daß die Staatsregierung die Vorlage an einem solchen Beschlusse nicht wird scheitern lassen. Die Jagdscheingebühr von 20 Mark erscheint sehr hoch sowohl für Besitzer solcher kleinen jagdberechtigten Grundstücke und deren Angehörige, als für die zahlreichen Personen, denen sich im Jahre mehrere Male die Gelegenheit eröffnet, als Gäste eines Jagdherrn an einer Jagd Theil zu nehmen. Es wird auch zu versuchen sein, ob nicht im Anschluß an die Bestimmungen für die angestellten Jäger und die Jagdscheine für die Nichtpreußen Abhülfe zu schaffen sein wird. Endlich mag Erwägung verdienen, ob das ohne gleichzeitige Verpachtungspflicht in Aussicht genommene Anpachtungsrecht von Enklaven nicht zur größeren Sicherung der Jagdberechtigten der letzteren, und doch unter ausreichender Sicherung der Interessen des umschließenden Jagdbezirkes in ein Vorpachtrecht zu verwandeln sein dürfte. Ohne wesentliche Abänderungen wird daher die Jagdordnung das Abgeordnetenhaus nicht passiren und nicht passiren dürfen.

— In einer Rückschau auf die innere und auswärtige Politik der Regierung im abgelaufenen Jahre schreibt der „Observer": „Unsere auswärtige Politik ist das ganze Jahr hindurch durch eine Tendenz, Theorien über Thatsachen zu stellen, verdorben worden. England hat in Folge seiner insularen Stellung glücklicherweise keine Bündnisse mit den festländischen Mächten nöthig. Aber wenn wir überhaupt einen Bundesgenossen haben sollen, so ist es thatsächlich klar, daß Deutschland und nicht Frankreich der natürliche Bundesgenosse Englands ist. Im Falle eines kontinentalen Krieges hat England, wenn es Deutschland auf seiner Seite hat, absolut nichts zu fürchten, während in einer solchen Eventualität die Allianz Frankreichs eine Ursache der Gefahr und nicht der Sicherheit sein würde. Unsere Interessen als eine See-, Kolonial- und Handelsmacht sind in vollständigem Einklange mit denjenigen Deutschlands, während sie in einer großen Mannigfachheit von Fällen unvereinbar mit denjenigen Frankreichs sind. Doch zeichnet sich unsere ganze auswärtige Politik durch einen Wunsch aus, der Allianz Frankreichs der irgend einer anderen kontinentalen Macht den Vorzug zu geben. Kein vernünftiger Mensch kann in Abrede stellen, daß es wichtig ist, auf friedlichem Fuße mit unserm nächsten Nachbar, dessen Beziehungen mit uns stets der engsten Art sein müssen, zu bleiben. Allein wir sind überzeugt, daß die Freundschaft zwischen England und Frankreich nicht durch irgend eine übertriebene Furcht, die französische Empfindlichkeit zu verletzen, gesichert werden sollte. Stets seit dem französisch-deutschen Kriege hat England Alles gethan, was in seiner Macht stand, um die Interessen der französischen Republik zu fördern und irgend welche enge Beziehungen mit Deutschland zu meiden. Frankreich hat unser Wohlwollen durch Hintansetzung und Hinderung britischer Interessen bei jeder möglichen Gelegenheit vergolten. In Egypten, in Tunis, in Tonkin und in Madagaskar hat Frankreich stets Gelegenheiten gesucht, sich in Widerspruch mit England zu setzen. Wenn eine andere Politik eingeschlagen worden wäre, wenn wir Frankreich gezeigt hätten, daß, so freundlich auch unsere Gefühle gegen dasselbe sein mögen, wir gleichgiltig gegen seine Bundesgenossenschaft seien und nöthigenfalls das Wohlwollen Deutschlands vorzögen, würden wir von der französischen Republik weit rücksichtsvoller behandelt und weit weniger Nothfällen ausgesetzt worden sein, welche auf die Länge nicht ermangeln können, ein unfreundliches Gefühl auf Seiten Englands gegen Frankreich herbeizuführen. Unglücklicherweise stützt sich unsere ganze auswärtige Politik auf die Voraussetzung, daß die französische Allianz ein Ding von größter Wichtigkeit für England ist. Diese Voraussetzung steht im Einklange mit Theorien, aber sie harmonirt nicht mit Thatsachen. Lord Granville ist ein viel zu fähiger und erfahrener Staatsmann, um nicht die Ungesundheit dieser Voraussetzung einzusehen. Allein die Nothwendigkeit, die französische Allianz aufrecht zu halten, ist ein Glaubensartikel der vorgeschrittenen Liberalen, und in neuerer Zeit ist die Regierung Englands in Uebereinstimmung mit den Anschauungen von Politikern geführt worden, deren Idee es ist, Thatsachen Theorien, und nicht Theorien Thatsachen anzupassen. 1883 hat nur zu klar die Resultate eines solchen Systems gezeigt. Hoffen wir, daß 1884 Zeuge einer Rückkehr zu weiseren und gesunderen Regierungsprinzipien im Inlande wie im Auslande sein möge."

— Von dem Weihnachtsfest des deutschen Künstlervereins in Rom berichtet man der „M. Z." aus der ewigen Stadt:

Dieser unter dem Protektorate unseres Kaisers stehende Verein hat seine Unterkunft noch immer im ersten Stockwerke des großen Palazzi Poli, und unter den drei großen Fenstern seines Gesellschaftssaales rauscht jene herrliche Fontana Trevi, die täglich mehr Wasser verschwendet, als ganz Frankfurt von seiner Wasserleitung täglich gebraucht. Die deutschen Künstler unterlassen es in keinem Jahre, der stets wachsenden deutschen Kolonie und den sich alljährlich mehrenden Touristen einen Christabend in frommer deutscher Weise zu bereiten. Früher mußte ein großer Lorbeerbaum für unser heimisches, immergrünes Nadelholz herhalten; seit den letzten Jahren dagegen ist es gelungen, wirklicher, echter Tannenbäume habhaft zu werden. Bis zur hohen gewölbten Decke des großen Saales reicht der mit brennenden Kerzen und tausendfachen Flittern geschmückte grüne Kandelaber; an der den ganzen Hintergrund einnehmenden Bühne ist der Vorhang noch geheimnißvoll vor den Schätzen, die er den Blicken entzieht, heruntergelassen. Noch flammt das seltene Rothgelb am westlichen Horizont über St. Peter, als sich Saal und anstoßende Gemächer mit Gästen füllten. Alte Künstlergesichter, längst in Rom eingelebt, und zu gewöhnlicher Zeit nur in abgelegenen Osterien zu treffen, tauchen auf; der Reiz des heimischen Gebrauchs zieht an diesem Abende mächtiger, als der gewohnte Fiasco von den Castelli Romani; junge Touristen sind in ihrem Geleite; die aus der Heimath mitgebrachten Empfehlungen haben ihnen diese erprobtesten aller Ciceroni gesichert. Manche von diesen Künstlern haben sich Landestöchter zu Lebensgefährtinnen erkoren; Bildhauer Spieß, Maler Nerly bringen ihre italienischen Gattinnen mit und ihre internationale Jugend macht ihrer Freude über den feenhaften Anblick des Saales in einer wunderbaren Mischung von Sprachen Luft. Auch die Spitzen der Kolonie sind vertreten. Der deutsche Botschafter, Herr von Keudell, hat seine junge Gattin mitgebracht. In der Nähe dieses ebenso hochgestellten wie schlichten Ehepaares hält sich der unbeweibte österreichische Botschafter bei der italienischen Regierung. Bildhauer Otto von Berlin, durch das Standbild von Wilhelm von Humboldt zu europäischem Ansehen gelangt und seit Jahren Präsident des Vereins, wahrt die Hausehre. Neben ihm erscheint die stattliche Gestalt des Bildhauers Robert Cauer, umringt von einem ganzen Heldengeschlecht blühender Söhne und Töchter. Das junge Volk, an diesem Tage, dem einzigen im Jahre, zur Ehrenmitgliedschaft zugelassen, drängt sich mittlerweile voller Spannung in die Nähe des Vorhanges. Bereits ist der Saal zum Ersticken gefüllt, denn draußen beträgt die Temperatur 10 Grad Celsius, da dringen aus dem Hintergrunde geheimnißvolle Harmonien hervor: ein Choral a capella, von deutschen Dilettanten, mit einer italienischen Primadonna an der Spitze, gesungen, leitet die Feier ein. Wie in mystischer Verklärung breiten die frommen Klänge sich über die Versammlung aus. Wie der letzte, langgezogene Akkord verhallt, verdunkeln sich die Lichter und nur die glitzernden Feuerpunkte des großen Baumes zittern in dem Halbdunkel. Der Vorhang geht auf und in magischem Scheine erglänzt die Szene von Bethlehem; Oechslein und Eselin, von Künstlerhand plastisch hergestellt, schauen andächtig auf das göttliche Kind; aus dem Antlitze der reizenden Madonna liest man die bekannten Züge einer der lieblichsten „Vereinstöchter", der ältesten Tochter vom Bildhauer Cauer. Und den Engel mit schwarzem, runden Lockenköpfchen, hat man ihn nicht irgendwo schon in minder verklärter Gestalt gesehen, als gefeierter Mittelpunkt geselliger Kreise, als Original schöner Marmorbüsten? Wahrhaftig, Fräulein Hedwig Dohm hat sich vom Ufer der Spree in diese Bethlehemitische Szenerie versetzt! Und so schlingen sich künstlerische und persönliche Ueberraschungen zum reizendsten Eindrucke zusammen; der Vorhang muß drei Mal wieder in die Höhe gezogen werden, und noch ist man des Rufens und Applaudirens nicht müde. Und nun kommt erst die Hauptsache. Auf der wiederum geöffneten Szene erscheint in einer schaurigen Schneelandschaft ein griesgrämiger Alter mit Kapuze und weißem Bart, offenbart sich der lautlos horchenden Jugend als Abgesandter des Christkindchens und langt unter zierlichen Knittelverslein einen großen Korb mit auserlesenen Kostbarkeiten hervor. Und nun schallt es jubelnd durcheinander mit deutschen und italienischen Lauten: Hundert kleiner Händchen strecken sich aus und haschen nach Knecht Ruprecht's Gaben; da hat ein Büblein eine Mädchenpuppe erwischt und ein Mädchen einen kleinen Kavalleriesäbel; zu den Ausrufen der freudigen Ueberraschung gesellen sich die der Ungeduld; die Mütter müssen beschwichtigen, trösten, ausgleichen und zu guter Letzt hat die ganze Bande die Bühne gestürmt und sich über den Korb gestürzt, der im Nu geleert ist. Die Alten aber sehen stillvergnügt dem unbändigen Treiben dieser Welt im Kleinen zu und gedenken mit froher Wehmuth der eigenen schönen Jugendzeit.

Das ist das deutsche Christfest im römischen Künstlerverein, eine Stunde weihevoller Erinnerung für viele Heimathlose und eine Mahnung an Alle, das es nirgends lieblicher sei, als in dem Vaterlande.

— Der Kaiser ertheilte gestern der aus dem Thale zu Halle hier eingetroffenen Deputation der Salzwirker-Brüderschaft, behufs Entgegennahme ihrer Glückwünsche gelegentlich des Jahreswechsels, die nach-

gesuchte Audienz. Die genannte Deputation hatte bereits am vergangenen Dienstag Nachmittag, während die hohen Herrschaften zur Familien-Tafel im königlichen Palais versammelt waren, die Ehre, wie alljährlich, denselben ihre Gaben, bestehend in Würsten, Eiern rc., überreichen zu dürfen, worauf dieselbe ebenfalls im königlichen Palais bewirthet wurde. Gestern Vormittag hatte diese Deputation der Salzwirker-Brüderschaft die Ehre, auch von den kronprinzlichen Herrschaften empfangen zu werden und denselben ihre Geschenke übermitteln zu dürfen. Heute Mittag gedenken die Höchsten Herrschaften der Einweihung der Dankeskirche am Wedding beizuwohnen.

— In ihren Neujahrs-Artikeln lenken die meisten englischen Tagesblätter mit ungeheuchelter Befriedigung die Aufmerksamkeit ihrer Leser auf die starke und friedfertige Haltung des deutschen Reiches im verflossenen Jahre. So schreibt der konservative „Standard": „Während Frankreich unruhig gewesen ist, war Deutschland ruhig und gelassen; und während der letzten zwölf Monate hat Fürst Bismarck die auswärtige Politik des Vaterlandes in dem Geiste der wohlbekannten Worte des größten unter den deutschen Dichtern — „Stets thätig, niemals eilig" — geleitet. Die Folge ist, daß Deutschland eine Stellung in Europa einnimmt, die gebieterischer ist als je, obwohl in seinem Namen weder ein Schuß abgefeuert, noch eine Drohung ausgestoßen wurde. Die Beziehungen zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn sind, wenn möglich, enger, inniger und einflußreicher als jemals; und es sind gute Gründe für die Annahme vorhanden, daß das verflossene Jahr Zeuge war der Aufnahme Italiens in ein vertrauteres Bündniß mit den großen Militärmächten Mitteleuropas."

— Der „Germ." wird aus Rom telegraphisch gemeldet:

„Herr von Schlözer hat die Verhandlungen wieder aufgenommen auf Grund der neuen Instruktion; die Erziehungsfrage steht im Vordergrunde. Die liberalen Berichte über die Unterredung zwischen dem Papste und dem Kronprinzen sind gänzlich unbegründet. Von kundiger Seite wird abermals versichert, daß die Unterredung in der schönsten Weise verlaufen ist. Der Kronprinz hatte persönlich spezielle Instruktionen für die Unterredung erhalten, unabhängig von den Schlözer'schen Instruktionen. Die Kirchenpolitik ist besprochen worden. Der Papst soll seine Ansicht über die Weltlage dargestellt, insbesondere auf die aus der Sozialdemokratie drohenden Gefahren sowie auf die Lage Preußens hingewiesen haben, der Kronprinz dagegen bestimmte befriedigende Erklärungen über die Hauptpunkte gegeben haben; Nebenfragen blieben unberührt."

Ausland.

Wien, 28. Dezember. Die hohe Auszeichnung, welche Kaiser Franz Josef dem Minister des Aeußern Grafen Kalnoky zu Theil werden ließ, indem er ihm den höchsten staatlichen Orden, das Großkreuz des Stephansordens (das Goldene Bließ ist eigentlich nur ein Hausorden) verlieh, soll ausdrücklich bekunden, daß man in der Hofburg mit der bisherigen Leitung der auswärtigen Politik überaus zufrieden ist und für die Zukunft fest gesonnen bleibt, in der bisherigen Richtung zu beharren. Selten in der gesammten Weltgeschichte, kann man sagen, hat sich die Vereinigung zweier oder mehrerer Staatswesen zu einem Bunde nach außen derart zu einer vollständigen Staatsnothwendigkeit herausgebildet, wie das deutsch-österreichische Bündniß für Oesterreich-Ungarn. Man geht nicht zu weit, wenn man den Satz aufstellt, daß nach Lage der Verhältnisse heute kaum eine österreichische Politik mehr denkbar sei, welche sich nicht aufs Innigste an das deutsche Reich anlehne. Unsere Offiziösen weisen anläßlich der dem Grafen Kalnoky zu Theil gewordenen Ordensverleihung — auch der Reichsfinanzminister Herr v. Kallay wurde durch das Großkreuz des Leopoldordens ausgezeichnet — mit Befriedigung darauf hin, daß in der letzten Sitzung der Delegationen sämmtliche, wenn auch von noch so verschiedenen Gesichtspunkten ausgehende Parteien ihr vollstes Vertrauen zur Politik des Grafen Kalnoky bekundet hätten. Dies ist thatsächlich richtig, nur ist zu bedenken, daß, wenn auch ein Theil der österreichischen Politiker aus hocharistokratischen und feudalen Kreisen dem derzeitigen Minister nicht entgegentritt, dies immer mit dem Hintergedanken geschieht, daß es eines Tages doch gelingen könnte, den Grafen für ihre Pläne, die Erweiterung des deutsch-österreichischen Bündnisses durch ein Hinzutreten Rußlands und ein dementsprechendes Abdrängen Italiens, zu gewinnen. Man kann sagen, daß dieses Verhältniß zwischen Oesterreich-Ungarn und Italien der Prüfstein ist, auf welchem möglicherweise sich die Politik des Grafen Kalnoky oder auch der Herr Graf selbst noch zu bewähren haben würde. Wenn s auch seiner Zeit lebhaft bestritten worden ist, so kann es doch als allgemein bekannt vorausgesetzt werden, daß es gegen Ende des vorigen Jahres den Einflüssen der feudalen hocharistokratischen, bis in die Glieder der kaiserlichen Familie hineinragenden Partei gelungen war, unser auswärtiges Amt zu einer wesentlich freundlicheren Haltung Rußland gegengegenüber zu bewegen, so daß die Befürchtung, Ungarn strebe aus dem Zwei-Kaiserbunde zurück, keineswegs unbegründet war. Entsprechende Mahnungen, leise und deutliche, von Berlin her, haben das ihrige gethan, um die russischen Wallungen des Grafen Kalnoky zu beseitigen, ohne daß es gelungen wäre, die Freundlichkeit zwischen Oesterreich-Ungarn und dem jungen Königreiche Italien herzustellen, welche als die beste Bürgschaft der monarchischen Ordnung des Friedens in Europa gelten muß. Es ist ein steter Beweis für die leider im Stillen noch ziemlich kräftig wirkende Macht der österreichischen Klerikalen, daß alle unsere offenkundig mit der Regierung in Verbindung stehenden Blätter, seien es nun inner- oder außeroffiziöse, das Verhältniß zwischen Oesterreich-Ungarn und Italien, man möchte sagen, immer nur sehr ungern berühren, jedenfalls sich in dieser Beziehung einer Sprache befleißigen, wie sie verklausulirter und vieldeutiger kaum gedacht werden kann. Dies empfindet man in Italien recht wohl und man erwartet gerade jetzt nach dem Besuche des deutschen Kronprinzen in Rom nicht mit Unrecht, daß in dieser Beziehung eine Wandlung eintrete und Graf Kalnoky auch Italien gegenüber bekunde, daß er dieselbe freundliche Politik zu treiben gesonnen sei, welche die Italiener am Fürsten Bismarck preisen. Eins ist gewiß: Kaiser Franz Josef selbst hat sich mit der Wandlung der politischen Verhältnisse in Italien ebenso ehrlich ausgesöhnt wie mit der, die sich seit 1866 und 70 in Deutschland vollzogen hat. Und wenn es noch einer weiteren Bürgschaft für die Entwickelung des zukünftigen Verhältnisses zwischen Oesterreich-Ungarn und Italien bedarf, so kann hinzugesetzt werden, daß namentlich Kronprinz Rudolf ebenso wie der Kronprinz des deutschen Reiches das feste Zusammenschließen der drei mitteleuropäischen Monarchien auf's Sehnlichste herbeiwünscht und als das Ziel betrachtet, welches die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten in Wien immer im Auge behalten müßte. Dies weiß auch Niemand besser als Graf Kalnoky und er darf bei der ihm jetzt verliehenen Auszeichnung überzeugt sein, daß, wenn er die Politik Oesterreich-Ungarns in dem oben angedeuteten Sinne weiterführt, er sich nicht nur die Zufriedenheit der Fürsten, sondern auch der Völker dauerad erwerben wird.

Provinzielles.

Stettin, 3. Januar. (Sitzungen der Vorsteher der Kaufmannschaft am 13. und 27. November, 13. und 18. Dezember 1883.) Der Herr Regierungs-Präsident übersandte den Vorstehern mit Bezugnahme auf ein von denselben im Jahre 1877 erstattetes Gutachten drei Entwürfe einer Polizeiverordnung zur Begutachtung, von denen zwei das Befahren des Reviers zwischen Stettin und Swinemünde mit beladenen Kähnen ganz oder theilweise verbieten wollten, während einer für solche eine bestimmte Beladungsgrenze festzustellen bezweckte. In jenem Gutachten war die Nothwendigkeit einer Polizeiverordnung in Betreff der zulässigen Beladung von stromabwärts verkehrenden Kahnfahrzeugen unter eingehender Begründung überhaupt in Abrede gestellt worden. Die Vorsteher erklärten, an der darin ausgesprochenen Ansicht festhalten zu müssen, falls nicht etwa aus den gemachten Erfahrungen der Nachweis geführt werden könne, daß die thatsächlich vorgekommenen Unfälle in erheblichem Umfange durch das Ueberladen von Fahrzeugen herbeigeführt worden seien, was nach diesseitigen Ermittelungen bis auf Weiteres bezweifelt werde. Auch dann aber würden sie sich nur mit dem oben zuletzt erwähnten der drei Entwürfe einverstanden erklären können, unter entschiedener Ablehnung der beiden anderen als schwerer und durch kein öffentliches Interesse aufgewogener Eingriffe in die Freiheit des Erwerbes und das Recht zur Benutzung allgemeiner Verkehrsstraßen. — Die Handelskammer zu Düsseldorf hatte auf die an sie gerichtete Anfrage geantwortet, daß auf die vom Reichstage der Reichsregierung zur Erwägung überwiesene Petition dortiger Kaufleute um Rückerstattung des zu viel erhobenen Eingangszolls auf Korinthen und Rosinen ein Bescheid noch nicht erfolgt sei. Die Vorsteher beschlossen, Weiteres nicht abzuwarten, sondern die von dem Herrn Provinzial-Steuer-Direktor zurückgewiesene Eingabe in Betreff des von hiesigen Kaufleuten zu viel erhobenen Zolles auf Korinthen und Rosinen nunmehr an den Bundesrath zu richten. Ein Bescheid hierauf ist ebenfalls noch nicht erfolgt, aus den Veröffentlichungen über die Verhandlungen des Bundesraths geht nicht hervor, daß derselbe sich mit irgend einer denselben Gegenstand betreffenden Petition bereits beschäftigt hätte. — Auf den Antrag einer großen Anzahl hiesiger Firmen haben die Vorsteher das dem Herrn Minister der öffentlichen Arbeiten durch den Obervorsteher bereits mündlich vorgetragene Gesuch, nach Abschluß der bevorstehenden Verstaatlichung der schlesischen Bahnen in Stettin eine königliche Eisenbahn-Direktion einzusetzen, auch schriftlich wiederholt. — Auf dem Hamburger Dampfschiff „Barcelona" war vor einiger Zeit in Folge des Auslaufens von Petroleum aus dem überfüllten Petroleumtank im Maschinenraum Feuer ausgekommen. Auf eine dadurch veranlaßte Anfrage des Herrn Regierungspräsidenten wurde geantwortet, daß die hiesigen und hier verkehrenden Dampfschiffe in der Regel keine Petroleumtanks in ihren Maschinenräumen haben; wo solche nicht entbehrt werden können, empfehle es sich, sie möglichst klein und beweglich einzurichten. — Herrn Geh. Kommerzienrath Theune, der nach 17jähriger Thätigkeit aus dem Vorsteher-Kollegium geschieden ist, wurde der herzliche Dank seiner bisherigen Kollegen ausgesprochen. — Die vereidigten Spirituswäger sind angewiesen worden, sich vom 1. April nächsten Jahres ab zu amtlichen Verwiegungen nur der neuen dezimaltheiligen Alkoholometer zu bedienen.

— Vor dem Reichsgericht wird morgen der Prozeß gegen die als Urheber des Neu-Stettiner Synagogenbrandes vom Schwurgericht zu Köslin Verurtheilten in der Revisionsinstanz zur Verhandlung gelangen. Rechtsanwalt Dr. Sello aus Berlin wird auch dort die Vertheidigung führen.

— Der hiesige Thierschutzverein hat zum Weihnachtsfeste 500 Exemplare der kleinen mit Bildern gezierten Schrift „Thierschutz in Reim und Bild für Jung und Alt" versandt, um die Jugend für seine Sache zu erwärmen und zu gewinnen. Er hat hiermit unzweifelhaft eines der praktischsten Mittel ergriffen.

— Der Rentier Heinrich, welcher früher in Unter-Bredow wohnte und vor zwei Jahren wegen Beleidigung des Bürgermeisters Knoll zu 6 Monaten Gefängniß verurtheilt worden war, hatte sich dieser Strafe durch die Flucht entzogen. Die Recherchen ergaben, daß sich H. nach Amerika begeben hatte und blieb in Folge dessen der gegen ihn erlassene Steckbrief ohne Erfolg. Inzwischen ist jedoch H. seit längerer Zeit zurückgekehrt und hatte sich in Detmold als Winkel-Konsulent niedergelassen; dies kam zur Kenntniß der Behörde und ist H. in voriger Woche zur Verbüßung seiner Strafe festgenommen worden.

Bütow, 1. Januar. In der Stadt Bütow sind im Jahre 1883 im Ganzen 142 Kinder geboren. Darunter 76 Knaben und 66 Mädchen. Auf dem Lande 191 Kinder. Darunter 101 Knaben und 90 Mädchen. Im ganzen Kirchspiel sind 333 Kinder geboren. 177 Knaben, 156 Mädchen. Darunter 34 uneheliche. Gestorben sind in der Stadt 104 Personen und auf dem Lande 91. Im ganzen Kirchspiel 195 Personen. 66 weniger gegen das Jahr 1882. Getraut sind in der Stadt 30 Paare und auf dem Lande 42. Im ganzen Kirchspiel 72 Paare. Es sind im Jahre 1883 138 mehr geboren als gestorben, gegen das Jahr 1882 um 10 weniger. Weniger geboren gegen das Jahr 1882 sind in der Stadt 31 Kinder, und zwar 16 Knaben und 15 Mädchen. Im ganzen Kirchspiel sind 76 Kinder — 40 Knaben, 36 Mädchen — weniger geboren. Getraut sind gegen 1882 in der Stadt 4 weniger und auf dem Lande 4 mehr.

Literarisches.

Nr. 41 des „Deutschen Adelsblatts" enthält: Neujahrswünsche. — Adelige Wahlsprüche. — Franz von Eickstädt. — Generalmajor Joachim Christian von Bandemer. — Ein Ritterfest im Jahre 1800. — Salzkörner in einem Briefe in Sachen des Adels. — Die Meersburg. — Einiges vom Adel im alten Pommerlande. — Erinnerungen aus großer Zeit. — Der Standesgeist der Gegenwart im Spiegel des mittelalterlichen Ritterthums. — Die Erbämter in Preußen. — Sprechsaal. — Aus dem Kunstleben rc.

Vermischtes.

— (Eine seltsame Bratpfanne.) Man schreibt aus Paris unterm 10. d. M.: Unter den vielen interessanten Gegenständen, welche im Cluny-Museum aufbewahrt werden, befindet sich die Kupferplatte mit eingegrabener Inschrift, welche einst am Sarge Ludwigs XIV. befestigt worden war und von demselben abgerissen wurde, als — im Jahre 1793 — der Pöbel ins Erbbegräbniß der bourbonischen Könige zu St. Denys eindrang, die Särge erbrach, die Leichen herausriß und auf die Straße warf und Alles verschleppte, was sich an Metallornamenten, Schmuckgegenständen u. s. w. nur irgend mitnehmen ließ. Die erwähnte Platte zeigt die vereinigten Wappen von Frankreich und Navarra, umgeben von der Halskette des St. Ludwigs- und dem Bande des Heiligen Geist-Ordens und gestützt von zwei Engeln als Wappenhaltern, darunter die Worte: „Hier ruht der edle und mächtige Fürst, König Ludwig der Vierzehnte, König von Frankreich und Navarra u. s. w. „Requiescat in pace", und in der unteren Hälfte drei symmetrisch gestellte Löcher, mit denen es eine kuriose Bewandtniß hat. Herr du Sommerand, der Gründer und langjährige Direktor des Cluny-Museums, war nämlich einmal in einer gewöhnlichen Kneipe von St. Denys, welche sich eines lokalen Rufs wegen eines gewissen Volksgerichts erfreute, und während er wartete, daß man ihm das letztere bereite, bemerkte er an der Wand eine kupferne Bratpfanne von etwas ungewöhnlicher Form. Er nahm dieselbe in die Hand, um sie genauer zu betrachten, und bemerkte unter einer dicken Ruß- und Kohlenschichte eingravirte Buchstaben. Ohne etwas merken zu lassen, kaufte er der verwunderten Wirthin ihre Kasserole ab, ließ sie reinigen und erkannte, daß er die Sargplatte Ludwigs XIV. vor sich habe. Die drei Beine wurden entfernt, die pfannenförmige Vertiefung wieder gerade gestreckt, aber die Löcher, in welche die Beine gelöthet waren, sind bis zum heutigen Tage geblieben.

— (Vom Erhabenen zum Lächerlichen.) Zur Zeit, als noch das alte königstädtische Theater in Blüthe stand, gehörte ein junger Schauspieler demselben an, der trotz aller Anstrengung es nicht zu einem Erfolge bringen konnte, er kam über die Mittelmäßigkeit nicht hinaus. Schon öfter hatten ihm seine Freunde gerathen, sein Rollenfach zu wechseln, aber er war nicht zu bewegen gewesen, das tragische Fach aufzugeben. Einst mußte er eine Hauptrolle übernehmen in dem Trauerspiele eines Berliner Poeten, welcher die Annahme seines Stückes ganz allein seinen einflußreichen Konnexionen zu verdanken hatte. Die Tragödie führte den sonderbaren Titel „Des Schicksals Tücke oder der goldene Löwe von Stein" (so hieß nämlich der Schöpfer des neuen Meisterwerkes). Am Abend der Aufführung hatte das Publikum zwei Akte mit bewundernswerther Geduld hingenommen; zu Anfang des dritten Aufzuges stand unser Held eben im Dialog mit einem Kollegen auf der Bühne, da hielt die Langmuth des Publikums nicht länger vor, von allen Seiten erscholl der Ruf „Aufhören!" Aber wie überall, gab's auch hier Opposition und ein Theil der Zuschauer schrie dagegen: „Fortfahren!" Nun kam unser Held auf den glücklichen Gedanken, die Tragödie in eine Komödie zu verwandeln. Er trat an die Lampen, verbeugte sich und sagte: „Um den verschiedenen Wünschen des verehrlichen Publikums gerecht zu werden, wird mein Kollege aufhören und ich werde fortfahren." Man kann sich den Effekt dieser kühnen Wendung vorstellen; sofort schlug der Aerger der Zuschauer in allgemeine Heiterkeit um — eine Wirkung wie diese hatte der junge Darsteller noch niemals erzielt. Er sträubte sich von jetzt an nicht länger, vom ernsten Fach abzulassen, und wurde denn auch in der Folge ein berühmter Komiker.

— (Menschliches Hornvieh.) An die Behörden der Ausstellung in Kalkutta lief folgender Brief aus Rajshahai ein: „Sir, ich habe die Ehre, Ihnen mitzutheilen, daß ich einen Mann besitze, auf dessen Stirne ein regelrechtes Horn gewachsen ist. Ich beabsichtige, ihn auf der Ausstellung in Kalkutta zeigen, und bitte mir anzuzeigen, welche Belohnun ich dafür erhalten werde." Der Kommissär Jouber kam jedoch zum Schluß, daß das besagte Individuum unter die Rubrik „Hornvieh" falle und deshalb auf einer für Kunstgegenstände und Fabrikate bestimmten Ausstellung nicht gezeigt werden dürfe. — Bekanntlich erwähnt auch Miß Isabella Bird, die berühmte Reisende, einen Bettler auf der Schaninbrücke in Kanton, der mit seinem Stirnhorn auf den Boden schlägt und ein hörbares Geräusch hervorbringt.

— (Neuester Pariser Kulturfortschritt.) Beobachtern des Pariser Lebens und Bewunderern des Boulevard-Esprit glauben wir die Nachricht nicht vorenthalten zu dürfen, daß das „Pschutt" seit ungefähr zweimalvierundzwanzig Stunden entthront ist. Die vollendete Eleganz, Originalität und Geschmack, der Inbegriff alles Dessen, was man mit „Chic", dann mit „Vlan" und zuletzt mit „Pschutt" bezeichnete, ist nunmehr „Tschock" geworden. Das Wort ist dem Türkischen entlehnt und somit durchaus geeignet, das zu bezeichnen, was die Herren „Boudines" unter feiner Lebensart verstehen oder was die Bewunderung der „Horizontale" erregt. Was heute „Tschock" ist, war in voriger Woche mit „Pschutt", nachdem es früher „Vlan" und „Chic" gewesen, aber wohlgemerkt, „Chic", „Vlan" und „Pschutt" sind nicht mehr — „Tschock"!

— (Mittel gegen Traurigkeit.) Tourist: „Guten Morgen, liebes Kind! Du bist ja so lustig, gewiß hat Dich Dein Schatz heute schon geküßt?" — Milchmädchen: „Macht denn das Küssen lustig?" — Tourist: „Ei gewiß, liebes Kind, das Küssen von einem jungen Mann macht lustig!" — Milchmädchen: „Ach, mein guter Herr, dann küssen Sie doch meinen Esel, der ist immer so traurig!"

Handels-Bericht.

Berlin, 2. Januar. (Original-Bericht über Butter und Eier von J. Bergson, Leipzigerstr. 72.)

Wie immer nach dem Fest, nahm das Geschäft in der vergangenen Woche einen sehr ruhigen Verlauf so daß Veränderungen nach irgend einer Richtung hin nicht zu melden sind. Ich unterlasse es daher, die Qualitäten aufzuführen und deren Preise hinzuzufügen da letztere lediglich als nominell betrachtet werden können. — Rückblickend auf das verflossene Jahr, kann solches im Allgemeinen für den Butterhandel als ein günstiges nicht bezeichnet werden. Wenn auch die ersten Monate im Geschäft einen ziemlich normalen Verlauf genommen, zeigte sich bald die Rückwirkung der rapid gefallenen Schmalzpreise in der naturgemäßen Verringerung des Butterkonsums. Im Herbst gesellte sich hierzu, nächst der diesjährigen, oft recht mangelhaften Qualität, ein Faktor, welcher sich von jeher als ein sehr scharfer Konkurrent der Butter erwiesen, nämlich der ungeahnte überreiche Obstsegen, so daß der Verbrauch der Butter sich immer mehr einschränkte und das Geschäft bis zum Schluß des Jahres seinen schleppenden Charakter beibehielt. Hoffentlich bringt das laufende Jahr im Gegensatz zu seinem Vorgänger ein lebhaftes und nutzbringendes Geschäft.

Eier: Die Eierbörsen vom 27. und 31. v. M. waren bei reichlichen Beständen recht geschäftslos, wobei der Preis sich auf M. 3,80 per Schock stellte.

Telegraphische Depeschen.

München, 2. Januar. Die „Allg. Ztg." veröffentlicht folgendes Handschreiben des Königs an den Kultusminister v. Lutz:

„Mein lieber Minister v. Lutz! Gern ergreife ich den durch den Jahreswechsel gebotenen Anlaß, Ihnen einen neuen Beweis der Anerkennung Ihrer ausgezeichneten Dienste, sowie Meines fortdauernden vollen Vertrauens dadurch zu geben, daß Ich Sie in den erblichen Freiherrnstand des Königreichs erhebe. Ich freue mich, Ihnen, mein lieber Minister, in gegenwärtigen Zeilen hiervon Mittheilung zu machen unter erneuter Versicherung Meiner besonderen Werthschätzung."

Straßburg i. E., 2. Januar. Die „Elsaß-Lothringische Zeitung" schreibt:

Unter den vielen Glückwünschen, welche dem Herrn Statthalter am gestrigen Neujahrstage von Nah und Fern zugegangen sind, verdient das nachfolgende Telegramm der Stadt Schleswig wohl besonderer Erwähnung, weil es Zeugniß ablegt von den Gesinnungen, welche dort nach einem Zeitraum von siebzehn Jahren dem ehemaligen General-Gouverneur des Landes noch bewahrt werden und unter solchen Umständen doch wohl eine über die hergebrachten konventionellen Formen der Höflichkeit hinausragende Bedeutung beanspruchen darf. Das Telegramm lautet: Dem kaiserlichen Statthalter Generalfeldmarschall Freiherrn von Manteuffel, Straßburg. In dankbarster Verehrung und unwandelbarer, treuer und wärmster Anhänglichkeit bringen die herzlichsten und ehrerbietigsten Glückwünsche — Magistrat und Stadtverordnete.

Rom 2. Januar. Der König empfing heute den neu ernannten Botschafter am russischen Hofe, Grafen Greppi, welcher sich Ende dieser Woche auf seinen Posten begiebt. Graf Latour, Gesandter in Belgrad, wird alsbald dorthin abreisen, Baron Blanc, Gesandter am spanischen Hofe, Ende dieses Monats sich nach Madrid begeben.

London, 2. Januar. Der „Pall Mall Gazette" wird aus Kairo vom heutigen Tage gemeldet, gutem Vernehmen nach werde eine Modifikation des Liquidationsgesetzes zu dem Zwecke, die Amortisirungskasse für die Bedürfnisse der Regierung zu verwenden, für unvermeidlich gehalten. Die Meinungsverschiedenheiten zwischen dem englischen Rathgeber und den übrigen europäischen Behörden des Khedive nähmen zu und werde die Demission des Kabinets Cherif Pascha als bevorstehend angesehen.

Beatrice,

oder:

Das Opfer der Liebe.

Roman von

Max von Weissenthurn.

45

„Ich bitte um Verzeihung, ich vergaß mich," sprach sie mit leiser Stimme. „O, Fräulein Milton, könnten Sie mir nicht helfen, würden Sie mir nicht gestatten, zu sagen, daß Sie mich gekannt, Sie brauchten sich wahrlich nicht zu fürchten, mich empfohlen zu haben —"

„Ich glaube, Sie wissen selbst kaum, was Sie von mir fordern," sprach Fräulein Milton kalt, „Sie verlangen, daß ich meinen Namen zu einem falschen Zeugnisse hergebe und es könnte dies der Ruin meines Instituts sein."

„Aber Sie kennen mich ja doch?"

„Pardon, ich kenne Sie nur als eine Stellesuchende in meinem Institute. Sie sind vor drei Monaten zu mir gekommen und baten mich, Ihren Namen in meine Bücher einzutragen, was ich auch that; ich weiß gar nichts Anderes von Ihnen, als daß keine der Damen, zu welchen ich Sie geschickt, sich entschließen konnte, Sie aufzunehmen und daß mehrmals, wenn ich Ihnen eine Adresse gab, Sie mit sichtlichem Erschrecken sich weigerten, in das betreffende Haus zu gehen; all diese Umstände sind einigermaßen verdächtig, und ich habe eigentlich gar nicht das Recht, Sie so weit zu übersehen, als ich es bisch jetzt gethan."

„Aber ich habe ja nichts verbrochen," stammelte Frau Forbes.

„Sie vergessen, daß ich nur Ihr Wort dafür habe."

„Nur mein Wort?" wiederholte die junge Frau, verwirrt aufblickend; „nur mein Wort, und zweifeln Sie etwa an demselben? Glauben Sie, ich wäre im Stande, Ihnen eine Lüge zu sagen?"

„Meine beste Frau Forbes, es liegt keinerlei Veranlassung zu theatralischen Szenen vor; ich muß im hohen Grade vorsichtig sein und habe mich Ihnen gegenüber kaum an meine gewohnte Vorsicht gehalten, ich interessirte mich für Sie. Ihre vollständige Vereinsamung that mir leid, ich habe für Sie gethan, was ich konnte, vielleicht weit mehr noch, als ich hätte sollen. Sie haben es nicht nöthig, weil ich kein Resultat erzielte, ärgerlich gegen mich zu sein."

„Ich wollte mich nicht undankbar zeigen, Sie waren sehr gut mit mir, aber — aber Sie könnten mir getrost auch weiter helfen. Ich weiß, daß ich viel fordere, doch —"

„Sie fordern, was ich nicht gewähren kann; ich muß auf mein Renommée achten und finde Ihr Ansinnen so eigenthümlich, daß ich mich von nun an entschieden weigere, Ihnen irgend eine Adresse zu geben. Eine Person, welche im Stande ist, ein falsches Zeugniß zu fordern, eignet sich gewiß nicht zur Erzieherin oder zu irgend einem andern Vertrauensposten."

„Soll das heißen, daß ich Sie in keiner Weise mehr bemühen darf?" fragte Frau Forbes, sich plötzlich, vielleicht mit unbewußter Würde, zu ihrer vollen Höhe emporrichtend. „Soll es heißen, daß ich überhaupt nicht mehr herzukommen brauche?"

„Ich würde vorziehen, daß Sie es unterlassen; ich muß meine Stellung wahren; Sie thun mir recht leid, und ich bin sogar gerne bereit, Ihnen die Einschreibegebühr zurückzugeben, obschon dieselbe mir von rechtswegen zukommt, da ich Ihnen schon zu viele Adressen gegeben."

„Es ist nicht nöthig," entgegnete Frau Forbes ruhig, „und ich würde es lebhaft bedauern, wenn Ihr guter Name oder Ihr Institut durch mich Schaden erleiden sollte. Ich danke für alle Freundlichkeit, welche Sie mir bisher erwiesen haben und werde dieselbe nicht wieder in Anspruch nehmen. Guten Morgen!"

Mit ruhiger Würde, die selbst auf das ärgerliche Fräulein Milton nicht ganz ohne Eindruck blieb und unwillkürlich den Gedanken in ihr wachrief, welcher schon mehrmals ihren Sinn durchkreuzt hatte, daß nämlich die junge Frau einer weit besseren Gesellschaftsschichte angehöre, wendete die so schroff Angelassene sich ab und verließ das Gemach, nachdem die Instituts-Inhaberin ihr ein ziemlich mürrisches „Leben Sie wohl" nachgerufen hatte.

Die Aermste trat hinaus auf die Straße und mit einem Male war aller Stolz, alles gekränkte Rechtsgefühl aus ihrem Antlitz gewichen und sie empfand nur das drückende Bewußtsein, daß sie nun auch das letzte menschliche Wesen verloren habe, welches ein wenn auch flüchtiges wohlwollendes Empfinden für sie an den Tag gelegt.

Fräulein Milton saß indessen immer noch an ihrem Schreibtisch und vermochte die Erinnerung an das arme Geschöpf, welches sie so rauh zurückgestoßen, doch nicht gänzlich zu bannen. Sie bedauerte es, daß die Unglückliche zu stolz gewesen, um die Einschreibegebühr zurückzunehmen und tadelte sich selbst jetzt, wo es zu spät war, wegen ihres schroffen Benehmens.

„Ich möchte wohl wissen, von welcher Art ihre Lebensgeschichte ist," sprach sie sinnend vor sich hin, „sie dürfte von den traurigsten eine sein."

Langsam und müde war Frau Forbes die Treppe hinabgegangen, mit noch weit schwererem Herzen als sie eine halbe Stunde früher dieselbe emporgestiegen; vollkommen erschöpft lehnte sie sich endlich an einen der Pfeiler; sie war diesen Morgen schon machen weite Strecke in brennender Sonnenhitze gegangen und fühlte nun die physische Ermüdung; doch das Herzeleid und der geistige Druck, welcher auf ihr lastete, waren noch weit ärger als die körperliche Erschöpfung. Der einzige Trost in ihrer vollständigen Verlassenheit war ihr gewesen, zuweilen bei Fräulein Milton vorsprechen zu dürfen und einige Worte mit ihr zu wechseln, selbst wenn die Dame keine Adresse, keine Aussicht einer Stelle für sie hatte. Nun war auch das vorüber und sie konnte nimmer daran denken, zu ihr zurückzukehren.

Sie zog den schweren schwarzen Krêpeschleier vor das Gesicht und irrte planlos durch die Straßen. Es war so drückend heiß und die schweren Trauergewänder, welche sie trug, eigneten sich wenig zu dem Stand der Temperatur. Es war ein Tag, an dem man so recht nach kühlendem Eise, nach erfrischendem Trunke Lust verspürt, an welchem der Aufenthalt in den heißen, dunstigen Stadtmauern zur unerträglichen Qual wird.

„Was soll ich thun, was soll ich thun?" fragte sich die junge Frau in ihrer trostlosen Verlassenheit. „Wie in aller Welt kann es mir gelingen, irgend eine Stelle zu bekommen?"

Da fuhr eine elegante Equipage dicht an der Armen vorüber durch die entlegene Straße. Theilnahmslos warf Frau Forbes einen Blick auf das Fuhrwerk; als sie aber dessen Insassin, eine höchster Eleganz gekleidete Dame, welche die bescheidene schwarze Frauengestalt gar keines Blickes würdigte, gewahrte, da drückte sie die Hand auf das pochende Herz, während unheimliche Blässe ihre Züge bedeckte. Einen Augenblick stand sie still und sah nach, wie die Equipage vor dem Hause des Placirungs-Instituts anhielt, dann eilte sie, so rasch ihre Füße sie nur irgend tragen wollten, davon und hielt ihren Lauf erst nach einer geraumen Weile an, weil der Athem ihr ausgegangen war.

„Was kann sie dort wollen?" fragte sie sich angsterfüllten Herzens. „Hat sie etwas gehört, weiß sie — ach, und Fräulein Milton kennt meine Adresse, sie wird ihr dieselbe geben; was in aller Welt soll ich thun?"

In rathloser Hülflosigkeit rang sie die Hände.

„Ich darf nicht heim," flüsterte sie endlich, „sie würde mir dorthin folgen und ich wäre unfähig, zu ertragen, daß sie mich in diesem Zustande sehen sollte, sie am allerwenigsten. Hat sie mich ja doch stets gehaßt! Oh, allbarmherziger Himmel, was kann ich thun! Es nützt nichts, wenn ich ihre Nachsicht erflehe, obschon ich selbst dies thun würde, nur um ihr das Aufreißen der vielleicht kaum vernarbten Wunde zu ersparen. Mein Geliebter, wie kann ich ihn schonen? Was soll ich thun?"

Sie öffnete ihre Geldbörse und fing an, in fieberhafter Hast deren Inhalt zu zählen; es war dies nicht schwer, denn derselbe erwies sich als äußerst gering.

„Damit kann ich freilich nicht weit reisen," flüsterte sie voll Bitterkeit, „aber besser als gar nichts ist es doch; wenn sie erfährt, daß ich in London bin, so würde es ihr bald gelingen, meine Spur zu entdecken. Ach — vielleicht wäre es doch besser gewesen, wenn ich nicht entflohen — aber ich wollte fürwahr das Beste! Doch — nun gilt es vor Allem, zu irgend einem Bahnhofe zu gelangen, aber wie hinkommen?"

Da schritt langsam ein Policemann an ihr vorüber und sie faßte sich ein Herz und fragte ihn, wie sie denn am besten zum nächsten Bahnhofe gelange, sie wolle London um jeden Preis verlassen.

„Und wohin wollen Sie reisen?" fragte der Mann, welchem ihre Aufregung nicht wohl entgehen konnte.

Börsen-Bericht.

Stettin, 2 Januar. Wetter schön. Temp. Mrg. — 4° R. Barom. 28" 4"'. Wind S

Weizen wenig verändert, per 1000 Klgr. loko 165—181, per April-Mai 187—186—186,5 bez., per Mai-Juni 187,5 B. u. G., per Juni-Juli 189 bez., per Juli-August 190 B. u. G.

Roggen wenig verändert, per 1000 Klgr. loko inl. 137—144, per April-Mai 146,5 bez., per Mai-Juni 147 bez., per Juni-Juli 147 bez. u. G.

Gerste unverändert, per 1000 Klgr. loko Märk. u. Oderbr. 132—138 bez., feine Brau- 143—166 bez., Futter- 124—130 bez.

Hafer per 1000 Klgr. loko 124—142 bez.

Rüböl unverändert, per 100 Klgr. loko ohne Faß bei 1. 66 B., per Januar 64,25 B., per April-Mai 64,5 B.

Spiritus behauptet, per 10,000 Liter % ohne Faß [illegible] bez. per Januar 47,6 B. u. G., per April-Mai 49,1 B. u. G., per Mai-Juni 49,7 B. u. G., per Juni-Juli 50,5 bez.

Landmarkt. Weizen 180—182, Roggen 150—154, Gerste 136—143, Hafer 135—146, Kartoffeln 36—42, Heu 2,50—3, Stroh 27—33.

„Wo immer hin, das bleibt sich gleich!“

Der Mann blickte sie verwundert, mißtrauisch an, er maß sie vom Kopf bis zu den Füßen.

„Wollen Sie mir gefälligst den Weg weisen?“ fragte sie endlich, ein klein wenig ungeduldig, und ein gewisses Etwas in ihrem Wesen zwang ihn, ihr zu antworten.

„Dort drüben ist der Bahnhof Paddington,“ sprach er, mit der Hand nach der Richtung weisend; sie dankte ihm und ging nach dem Bahnhofe, auf welchem jetzt verhältnißmäßige Ruhe herrschte; der Zug, welcher eben wegfahren sollte, nahm nur wenig Passagiere mit sich.

„Wohin geht der Zug?“ fragte sie den Portier.

„Nach Torquay!“

Torquay! Dort konnte sie nicht hinreisen, man würde sie erkennen.

„Hält er unterwegs an?“

„Ah ja, es ist ein gemischter Zug, der jede kleine Station berührt. In zehn Minuten geht ein anderer Zug nach Heresford ab.“

„Ich danke.“ Sie trat an den Schalter und verlangte eine Fahrkarte nach Heresford.

„Erster Klasse?“ fragte der Beamte.

„Nein, dritte!“

„Giebt es bei diesem Zug nicht!“ — Frau Forbes blickte rathlos drein.

„Was kostet eine Fahrkarte zweiter Klasse?“ fragte sie endlich; nachdem der Beamte ihr den Preis genannt, nahm sie dieselbe eiligst und ging auf den Perron hinaus; sie wähnte, daß Aller Augen auf ihr ruhten, daß Alle sie beobachteten.

Sie athmete erst erleichtert auf, als sie in einem Kupee zweiter Klasse Platz genommen hatte und der Zug sich in Bewegung setzte; nun sollte sie ja fortkommen, fort aus dem Getriebe der Großstadt, fort von dem lärmenden, armseligen Hause, in welchem sie hier gewohnt.

„Es muß viel angenehmer sein, auf dem Lande zu sterben,“ sprach sie halblaut vor sich hin, „unter dem reinen blauen Himmel, und sich ein Plätzchen am Waldessaume aussuchen zu können, an dem man in die Erde gebettet wird.“

Es überlief sie eisig kalt, als sie des Zimmers gedachte, welches sie bewohnt hatte und das sie nie mehr wiedersehen sollte, obschon sie all' ihren irdischen Besitz dort zurückgelassen; dann lehnte sie das müde Haupt in die Wagenecke und schloß die Augen.

Die Ruhe und Einsamkeit wirkten unendlich wohlthätig auf ihr erschüttertes Nervensystem; sie schlug den Schleier zurück — und nun, wo ihr Antlitz voll beleuchtet war, konnte Jemand, der sie in früheren Tagen gut gekannt, in Frau Forbes, in der von Fräulein Milton Zurückgewiesenen, in der müden Flüchtigen die einst so viel bewunderte und beneidete Lady Carr erkennen.

---

14. Kapitel.

Die Sonne ging an den westlich vom Dorfe Erisdale gelegenen Hügeln zur Neige und streifte noch die mit den mannichfachsten Blumen übersäeten Wiesen. Das hübsche, aus rothen Ziegelsteinen erbaute Schulhaus stand auf einer Anhöhe, um dasselbe gruppirte sich die Ortschaft mit der Kirche und den von behäbigem Bauernstande zeugenden niedlichen Häusern; ging man weiter auf der Fahrstraße, so kam man endlich zu dem breiten Thor des zum Schlosse gehörigen Parkes. Es wurde dasselbe von dem Gutsherrn und seiner Gemahlin, dem Freiherrn Frederic Oliphant und Lady Frances, sowie von deren einziger Tochter Madeleine bewohnt, welch Letztere weit und breit im Umkreise der Liebling ihrer Umgebung war; Madeleine Oliphant hatte noch keine einzige Sorge im Leben gekannt, verstand es aber trotzdem, so ausgezeichnet warme, wohlwollende, helfende und tröstende Theilnahme für Andere an den Tag zu legen, welche dem Herzen wohlthun mußte.

Im Ganzen genommen gab es freilich in ganz Erisdale nicht viel ernste Sorge. Die Dorfbewohner waren zum großen Theile wohlhabend und jenen, welchen es mitunter weniger glänzend erging als der Mehrzahl, die erhielten von der Herrschaft reichliche Unterstützung.

Nicht viele Ortschaften, selbst in dem reichen England, waren in jeder Hinsicht so glänzend dotirt wie Erisdale; denn nicht nur, daß die Lage gesund und schön, Sir Frederic verstand es auch, von Jahr zu Jahr Neuerungen einzuführen, welche sich als segenbringend erwiesen. Lady Oliphant befaßte sich vorzugsweise mit der Schule, der sie nicht nur Zeit und Geld, sondern auch rationelles Denken widmete.

Im großen Ganzen genommen war Erisdale somit ein Musterdorf; die Oliphants brachten fast das ganze Jahr auf ihrem Landsitze zu, welcher ihnen das schönste Fleckchen Erde im ganzen Reich dünkte.

Die untergehende Sonne beleuchtete eben die epheuumrankte Portierswohnung am Eingange des Parkes. Langsam fuhr ein kleiner Ponywagen auf dieselbe zu, in dem zwei Damen saßen, Lady Oliphant und ihre Tochter. Sie hatten wie gewöhnlich bei ihren abendlichen Spazierfahrten keinen Diener mit und das Mädchen plauderte in rückhaltloser Ungezwungenheit mit ihrer Mutter.

(Fortsetzung folgt.)